

Der Dienst in der Diasporakirche*

Fatum oder datum?

Vor fünfundzwanzig Jahren – im Januar 1965 – begann mein Dienst als Gastarbeiter in der Bundesrepublik Deutschland. Vorausgegangen waren Verhandlungen. Der Präsident des GAW der EKD war in Wien vorstellig geworden und hatte im Oberkirchenrat um leihweise Überlassung eines österreichischen Theologen mit Diasporaerfahrung gebeten. Trotz herrschender Personalnot entschloß sich die Kirchenleitung, der Bitte zu entsprechen und angesichts der erfahrenen Hilfe durch das Gustav-Adolf-Werk einen ihrer Pfarrer gleichsam als Dankesgabe zur Mitarbeit in der Zentrale des westdeutschen Gustav-Adolf-Werkes zur Verfügung zu stellen. Das Los fiel überraschenderweise auf mich, den nach Österreich „Zugezogenen“. Letzteres hatte sich 1944 vollzogen, als unsere Familie das umkämpfte Gebiet südlich von Temeschburg für etwa vierzehn Tage, wie man uns sagte, verlassen mußte, sich dann aber nach vierwöchiger Wagenfahrt im Treck schließlich in Vorarlberg an Land gespült sah. Aus dem Honteruschüler wurde ein Bregenzer Gymnasiast, der vor vierzig Jahren maturierte – unter 49 Klassenkameraden der einzige evangelischen Bekenntnisses.

Die evangelische Kirche in Österreich ist eine typische Diasporakirche, d. h. es gibt kein einziges geschlossenes evangelisches Dorf. Orte mit überwiegend evangelischer Bevölkerung dürften – jedenfalls in den österreichischen Stammländern, also ohne das Burgenland – an den Fingern unserer Hände aufgezählt werden können.

Abgesehen von Tirol und Vorarlberg waren die Länder Österreichs im ausgehenden sechzehnten Jahrhundert im wesentlichen evangelisch, doch die nachfolgende Gegenreformation stellte so gut wie alle evangelischen Christen in unerbittlicher Härte vor die Entscheidung, zwischen Glaube oder Heimat wählen zu müssen. Die „Blüte“ des österreichischen Protestantismus entschied sich für den Glauben und gab die Heimat auf. Ihre Nachfahren leben in allen deutschen Ländern und darüber hinaus, verstreut in den dortigen Kirchen. Die spärlich untergetauchten „Geheimprotestanten“ blieben in Österreich nicht unangefochten. Sie sahen sich ständiger

* Vorgetragen auf dem Pfarrertag der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Rumänien am 20. März 1990 in Hermannstadt.

Bespitzelung und Ausforschung preisgegeben und während der Regierungszeit von Kaiser Karl VI. und seiner Tochter Maria Theresia dem Schicksal der Transmigration nach Siebenbürgen erbarmungslos ausgesetzt. An diese Zwangsverschleppung um ihres evangelischen Glaubens willen erinnern die freundlich gefaßten Worte der Fensterinschrift in der hiesigen Hermannstädter Stadtpfarrkirche: „Zur Erinnerung an die Einwanderung österreichischer Protestanten in den Jahren 1733 bis 1776“, und kaum jemand ahnt etwas von den menschlichen Tragödien, die sich hinter diesen Vorgängen abspielten.

Die in der Heimat verbliebenen Reste des österreichischen Geheimprotestantismus bilden das schmale Rinnsal der historischen Kontinuität zwischen dem Protestantismus der Reformationszeit und der nach dem Toleranzpatent Kaiser Josefs II. ab 1781 langsam wieder entstehenden evangelischen Kirche in Österreich, zunächst in Gestalt armseliger Toleranzgemeinden, die sich von Kaisers Gnaden abhängig sahen, geduldet unter einer Vielzahl von Auflagen, die deutlich machten, welcher Kirche unangefochten und allein die Dominanz zukam – nämlich der römisch-katholischen –, eine total andere Geschichte evangelischer Glaubensentfaltung, als sie sich hier in Siebenbürgen vollzog bzw. vollziehen konnte. Wenn hierzulande der 36. Sachsenbischof demnächst zur Wahl ansteht, der in ununterbrochener Folge seit den Tagen der Reformation das leitende Hirtenamt dieser Kirche wahrzunehmen hat, dann können wir österreichischerseits dem nichts annähernd Ähnliches zur Seite stellen, denn ich selbst bin erst der dritte in der Reihe der Bischöfe, seit es sie kirchenrechtlich in Österreich überhaupt gibt.

Aber ich erinnere auch gerne daran, daß der erste, der das Amt eines Sachsenbischofs bekleidete, Paul Wiener, ein Innerösterreicher gewesen ist, der seine Heimat um des evangelischen Glaubens willen verlassen mußte. Ebenso weise ich gerne darauf hin, daß sich unter den sieben Präsidenten des Wiener Evangelischen Oberkirchenrates – seit diese in Österreich ab 1861 (Protestantenpatent) evangelischen Bekenntnisses sein durften und bis 1949 allesamt Juristen waren – nicht weniger als drei Siebenbürger Sachsen befanden und ein vierter in Siebenbürgen zumindest geboren wurde. Ihre Bilder hängen als bescheidene Hinweise auf die Geschichte unserer Kirche und die zwischenkirchliche Verschränkung unserer beiden Kirchen im Sitzungszimmer des Wiener Oberkirchenrates, wie hier die Bilder der Bischöfe als Hinweis auf die lange, unendlich (segens)reiche Geschichte dieser Kirche.

Armut unserer evangelischen Kirche in Österreich und Reichtum der sächsischen Kirche in Siebenbürgen begegnen uns auf Schritt und Tritt

auch angesichts des Kulturerbes und einer immer noch erfahrbaren Prägung durch gute Traditionen, die uns in Österreich fehlen. Mir sind die damit angesprochenen Probleme nicht unbekannt. Ich weiß um die Spannung, die unseren Weg begleitet, wenn es um das geistliche Ringen geht (und gehen muß), immer wieder neu entscheiden zu müssen, in welchem Ausmaß unsere Kräfte zur Erhaltung des Erbes einzusetzen sind, ohne den alles umfassenden Auftrag der Evangeliumsverkündigung auf alle nur mögliche Art und Weise in der Gegenwart zu vernachlässigen. Auch das Erbe – selbst dann, wenn man etwa Bauwerke zu den nichttheologischen Faktoren unserer Christenexistenz zu rechnen geneigt sein sollte – spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle dadurch, daß Geschichte augenfällig und anschaulich bleibt. Wo Anschauliches dieser Art fehlt, wie bei uns Österreich, unterstellt man gerne, daß evangelische Kirche und evangelische Glaubenshaltung nicht bodenständig, nicht genuin österreichisch, vielmehr fremde Importware sind. Das Erbe kann dem bleibenden Auftrag der Kirche und dem jeweils neu erforderten Zeugnis der Christen durchaus dienlich sein und ist keineswegs gering zu achten. Wie wohlthuend empfinden es meine österreichischen Augen, wenn ich in sächsischen Kirchen Tafeln mit den Namen der Pfarrer entdecke und die Reihe über das sechzehnte Jahrhundert in vorreformatorische Zeiten zurückreicht als Zeugnis von der *einen* Kirche, wie das in Österreich nirgendwo anschaulich geblieben ist. Freilich, Erbe ohne Pflege verkommt, kann stumm und auch verfremdet werden.

Ich sah mich ab 1965 als Gastarbeiter unter Binnendeutschen herausgefordert, „Diasporasituation“ begreifbar zu machen, nicht zuletzt um die Angesprochenen zu Gaben und Spenden für das Gustav-Adolf-Werk zu animieren.

Zunächst waren es meine eigenen Diasporaerfahrungen, von denen ich berichten konnte. Meine erste Gemeinde, 700 Seelen, wohnhaft in 86 politischen Gemeinden, Gottesdienst turnusmäßig an sechs Orten: In einer Kirche, in einer Baracke, in einer Volksschule, in einer Buchbinderei, in einem Gasthaus, in einem Kinosaal jeweils mit ganz unterschiedlichen Möglichkeiten. Im Kinosaal etwa 300 Plätze, Gottesdienstbesucher zwischen zwölf und zwanzig Personen, denn wesentlich mehr Evangelische gab es am Ort und in der Umgebung nicht. Religionsunterricht wöchentlich an mehr als zwei Dutzend Schulen, wenige evangelische Kinder, oft nur zwei oder drei in einer ganzen Schule. Stundenplanprobleme, Verkehrsprobleme, pädagogische Probleme angesichts aller Altersstufen in einer Gruppe, finanzielle Probleme angesichts der Diasporasituation bei Hausbesuchen, Krankenbesuchen, im Blick auf die Jugend- und Frauen-

arbeit, bei allen Amtshandlungen in einem Pfarrgebiet, das 865 Quadrat-kilometer umfaßt, Kleinarbeit in jeder Hinsicht, aber intensiver Kontakt zu den Gemeindegliedern. Eine besondere Herausforderung stellt das römisch-katholische Gegenüber dar (mir standen mehrere Dechanten und etwa dreißig Priester gegenüber).

Anläßlich meiner Vortragsdienste lernte ich die Landeskirchen der EKD kennen. Durch neue Aufgabenbereiche erweiterte sich mein Horizont erheblich. Dazu zähle ich die mir anvertraute Betreuung der süd- und ost-europäischen Diasporakirchen. Mit einem österreichischen Paß war es damals leichter, im Osten Europas unterwegs zu sein, als mit einem deutschen. Die durch Kriegs- und Nachkriegswirren verlorengegangenen (alten) Verbindungen zu den Diasporakirchen Osteuropas mußten langsam wieder geknüpft und aufgebaut werden, vor allem zu der in Westdeutschland aufgrund der politischen Entwicklung notwendig gewordenen Einrichtung einer zweiten Zentrale des Gustav-Adolf-Werkes neben der bisherigen in Leipzig.

Seit jenen späten sechziger Jahren lernte ich auch meine eigene sieben-bürgische Heimatkirche kennen. „Sind Sie ordiniert?“, fragte mich Bischof Müller bei meinem ersten Besuch hier in Hermannstadt, und fuhr fort: „... dann stütze ich mich auf Ihr Ordinationsversprechen und werde offen mit Ihnen reden“. Er wollte mir bedeuten, daß ich als Ordiniertes aus geistlichem Urteilsvermögen wissen muß, was ich von dem mir Anvertrauten weitergeben darf oder im Herzen zu bewahren hatte. Mir war die Ordination in dieser Bedeutsamkeit vorher nicht bewußt geworden. Vom alten Bischof Müller lernte ich, daß Ordinierte sich einander unter Berufung auf ihre Ordination vertrauen und anvertrauen können. Diese Erfahrung ist für mich prägend geworden. Ein ähnliches Erlebnis ist mir in Polen durch Bischof Dr. Andrzej Wantula zugekommen. Meine beglückendste Erfahrung aber war das wachsende Vertrauen, das mir von Seiten der Pfarrer wie der Kirchenleitungen in der Diaspora entgegengebracht wurde, indem die einen wie die anderen mir zumuteten, Anvertrautes nicht zu mißbrauchen.

Diasporasituation begreifbar zu machen, ist mehr als die Weitergabe eigener Erfahrungen. Ich bin aus einem vermeintlich Lehrenden immer mehr ein Lernender geworden und werde es bleiben, denn Gott schreibt immer noch Geschichte und er tut es auf seine Weise. In Augenblicken besonderer Betroffenheit möchten wir ihm gerne in die Karten sehen, um Sinnzusammenhänge begreifen und unsere Anfechtungen besser bewältigen zu können. Aus einer Betroffenheitssituation wendet sich Mose an Gott und begehrt: „Laß mich deine Herrlichkeit sehen!“. Dann folgt ein

Zwiegespräch zwischen beiden, das Exodus 33,20ff so wiedergegeben wird: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da kannst du auf dem Felsen stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. Dann will ich meine Hand von dir tun und du darfst hinter mir hersehen, denn mein Angesicht kann man nicht sehen.“

Es gibt Menschen, die bezeugen, daß ihnen Sinnzusammenhänge, auch erfahrenes oder in Kauf genommenes Leid erst lange danach in ihrem späteren Leben einsichtig und durchschaubar wurden. Aber nicht jedem wird es gegeben, Gott hintennach sehen zu können. Auch im Neuen Testament findet sich ein ähnlicher Hinweis; ein Wort Jesu an Petrus im Zusammenhang der Fußwaschung, ebenfalls ein Zwiegespräch: „Herr, solltest *du* mir die Füße waschen? Jesus antwortet ihm: Was ich tue, das verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren“ (Joh 13,6f). Gott schreibt Geschichte auf seine Weise. Die biblischen Zeugen haben versucht, Gottesgeschichte festzuhalten, d. h. Geschichte der Treue Gottes nachzuzeichnen, um den Nachkommenden den Blick dafür zu erschließen, um das Auge für Gottes Walten in der Geschichte im Auf und Ab der mannigfachen Vorgänge, die jedes Leben umgeben, zu schärfen.

Wie weit Fakten der Geschichte als Gottesgeschichte erkannt und gedeutet werden können, hängt nicht zuletzt davon ab, ob und wie sehr sich der hinterherschauende Betrachter selbst von Gott halten läßt, um aus seiner Felskluft hintennach die Herrlichkeit Gottes in den Blick zu bekommen, die sich im Lebenszeugnis, d. h. im Verhalten und im Handeln von Menschen widerspiegelt, die sich Gott in seinem Wort anvertrauen („Herr, dein Wort, die edle Gabe, diesen Schatz erhalte mir ...“). In eigentümlicher Weise offenbart und verhüllt Gott sein Walten in der Geschichte in menschlicher Gestalt. An keinem anderen Ort und zu keiner anderen Zeit hat ER sich so anschaulich offenbart, aber auch verhüllt, wie am Kreuz von Golgatha. Dort hat er sein Angesicht enthüllt, daß Menschen ihn sehen können, ohne sterben zu müssen – stattdessen ist er gestorben. Unter der Verhüllung des Kreuzes offenbart Gott in der Geschichte, daß er dem Menschen in Liebe zugetan ist und zugetan bleibt. Fortan gilt: *Wer sich angesichts des Kreuzes Christi von Gottes Liebe ergriffen weiß und sich in Gottes eigenes (Liebes-) Tun einbeziehen läßt, erfährt sinnvolles Leben.* Auf andere Weise ist sinnvolles Leben nicht zu haben. „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,31b).

Mit Menschen in der Nachfolge Christi – das sind solche, die seine Gaben ergreifen und weiterreichen – schreibt Gott Geschichte, in der Diasporasituation seiner Kirche nicht weniger verheißungsvoll, wie im volkskirchlichen Binnenraum. Da wie dort geht es um die entscheidende Frage unserer Beheimatung in Gottes Verheißungen. Nur unter diesem Blickwinkel kann christliche Existenz in der Diaspora angesichts und trotz aller schwerwiegenden Herausforderungen als sinnvoll erkannt, bejaht und ebenso dankbar wie fröhlich gelebt und zugelebt werden. Längst schon hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß Gott die Fülle seiner Gaben nicht einem einzigen Glied am Leibe Christi zukommen läßt, sondern alle Glieder erst im Zusammenwirken untereinander der Gabenfülle Gottes näherkommen, ja zur Leibesfunktion das Ihre beitragen müssen, wenn vom Leben des Leibes die Rede sein soll.

Diaspora ist nicht nur auf die Hilfe größerer Kirchenkörper angewiesen, sondern wird von diesen um der besonderen Diasporaerfahrungen willen nicht minder notwendig gebraucht, wenn das Leben der Kirche im Ganzen nicht Schaden nehmen soll. Bleibt ein Glied dem anderen seine Gabenzuwendung schuldig, setzt unweigerlich ein Verkümmierungsprozeß ein. „So sind wir viele ein Leib in Christus, aber untereinander ist einer des anderen Glied“, schreibt Paulus, „und haben verschiedene Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist“ (Röm 12,5f, vgl. auch I Kor 12,12ff). Minderheitskirchen sind und bleiben unverzichtbare Erfahrungsträger, die an sich und für andere entdecken, was das heißt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (II Kor 12,9). Paulus folgert daraus: „Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohne“.

Die Kirche Jesu Christi ist als Diaspora entstanden. Die Verzagten am Anfang der Kirchengeschichte – und auch später immer wieder – mußten Erfahrungen im Blick auf die Zuverlässigkeit und Tragfähigkeit des Wortes machen, dem sie der Gekreuzigte und Auferstandene unter der Verheißung des heiligen Geistes (Gal 3,14) anvertraut hat. Luther: „Das Wort sie sollen lassen stahn ... er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben“. Gottes Geist ist immer ein Gebegeist der Vergewisserung seiner verheißenen Zusagen (Paraklet). „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben“ (Lk 12,23). Die Befreiung von gottloser Furcht ist ein biblisches Hauptthema. Mit Hilfe der Konkordanz läßt sich leicht erheben, wie oft das gebotene „Fürchte dich nicht!“ im Alten wie im Neuen Testament aufscheint und mit einer Zusage und Verheißung Gottes begründet wird.

Die Entschränkungen, denen sich Diasporaleute in der Nachfolge Christi ausgesetzt sehen, gehen weiter und sind umfassend. Mit der Hingabe seines Sohnes hat Gott die Welt liebend vor Augen (Joh 3,16), darum heißt der Auferstandene die Seinen zu allen Völkern der Welt auszubrechen (Mt 28,19; Mk 16,15; I Tim 2,4), wieder nicht ohne sie der Zusage seiner Gegenwart zu versichern (Mt 28,20). Petrus hat zu lernen, wer nicht weltweit, sondern nur auf das eigene Volk bezogen denkt, denkt gottlos (Apg 10, der Hauptmann Kornelius, und 11, die judenchristliche Auseinandersetzung mit der Erkenntnis am Schluß: Gott gewährt allen – auch den Nicht-Volksgenossen – die Umkehr, die zum Leben führt).

Im Sinne der entschränkenden, allen geltenden Heilswendung läßt Christus seine Diasporagefollgschaft an einer Missionsbewegung teilhaben, die auf Überwindung der Diasporasituation abzielt (I Tim 2,4). Auch in diesem Zusammenhang ist zu sagen „non vi sed verbo“, also in dienender Zuwendung und Hingabe, als Bittende „So bitten wir nun an Christi Statt ...“ (II Kor 5,20), als „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“, weil ER das Licht der Welt ist (Joh 8,12). Luther hat gelegentlich gemeint, auch das im Kreuz begründete und um des Evangeliums willen zu tragende Leid neben Wort und Sakrament zu den „notae ecclesiae“ zählen zu sollen. Nicht nur kirchengeschichtliche Beobachtungen veranlaßten ihn zu solchen Erwägungen, sondern auch das neutestamentliche Zeugnis (vgl. Act 14,22; I Thess 3,3; Röm 5,3).

Dietrich Bonhoeffers „Nachfolge“ – ich meine sein Buch wie sein Lebenszeugnis – ist nach wie vor bedenkenswert und aktuell. Lassen Sie mich ein paar Sätze – sträflich aus dem Zusammenhang gerissen – hier zitieren (6. Aufl., München 1958): „Der Ruf in die Nachfolge ist also Bindung an die Person Jesu Christi allein (14) ... Ein Christentum ohne den lebendigen Jesus Christus bleibt notwendig ein Christentum ohne Nachfolge und ein Christentum ohne Nachfolge ist immer ein Christentum ohne Jesus Christus; es ist Idee, Mythos. ... Nachfolge ohne Jesus Christus ist Eigenwahl eines vielleicht idealen Weges, vielleicht eines Märtyrerweges, aber sie ist ohne Verheißung (15) ... Nachfolge verträgt keine Bindungen, die zwischen Jesus und den Gehorsam treten könnten (17) ... Der Weg zum Glauben geht durch den Gehorsam gegen den Ruf Christi. Der Schritt wird gefordert, sonst geht der Ruf ins Leere und alle vermeintliche Nachfolge ohne diesen Schritt, zu dem Jesus ruft, wird zur unwahren Schwärmerei (18) ... Nur der Glaubende ist gehorsam und nur der Gehorsame glaubt (19) ... Willst du Gottes gebietendes Wort ausschlagen, so wirst du auch sein gnädiges Wort nicht empfangen. Der Ungehorsame kann nicht glauben, nur der Gehorsame glaubt (22) ... Die Nachfolge als

die Bindung an die Person Jesu Christi stellt den Nachfolgenden unter das Gesetz Christi d. h. unter das Kreuz (40) ... Jeder tritt allein in die Nachfolge, aber keiner bleibt allein in der Nachfolge (53) ... Eben der selbe Mittler aber, der uns zu Einzelnen macht, ist damit auch der Grund ganz neuer Gemeinschaft“ (53). Soweit Bonhoeffer.

Das Geschenk der neuen Gemeinschaft um Christi willen, sagte ein Bruder, ist die zweitgrößte Gabe, die Gott uns nach Christus selbst zuteil werden läßt – die eine wie die andere in dieser Welt aber nicht als unangefochtener Besitz. Die neutestamentliche Erfahrung, „daß viele seiner Jünger sich abwandten und nicht mehr mit ihm gingen“ (Joh 6,66), zieht sich durch die Kirchengeschichte wie ein roter Faden und die Frage Jesu „wollt ihr auch weggehen?“, ist bis in unsere Gegenwart akut geblieben. Das nachfolgende Bekenntnis des Petrus „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,68f), gibt gewiß seine Überzeugung wider, daran ist nicht zu zweifeln. Sie zu bewähren ist freilich noch etwas anderes. Das gelingt auch einem Petrus nicht aus eigener Kraft, weil der Satan sein begehrt. „Ich aber habe für dich gebeten“, eröffnet ihm Jesus, „daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dereinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder“ (Lk 12,32).

Das Johannesevangelium kennt auch die andere Möglichkeit: „... von den Oberen glaubten viele an ihn; aber um der Pharisäer willen bekannten sie es nicht, um nicht aus der Synagoge ausgestoßen zu werden. Denn sie hatten lieber Ehre bei den Menschen als Ehre bei Gott“ (Joh 12,42ff). Von der neuen Gemeinschaft um Christi willen ist zu sagen, daß ER das Leben derer, die ihm folgen, qualifiziert – auch in der Diaspora und zwar in jeder Gestalt von Diaspora, in konfessioneller, völkischer, säkularer, ideologischer, in einfacher oder mehrfacher Diasporasituation, d. h. allen Widerwärtigkeiten zum Trotz ruft ER in seine Nachfolge, sammelt und sendet, die seinem Ruf folgen und macht sie zu Gliedern seines Leibes, die einander als Brüder und Schwestern erkennen und gegenseitig stärken.

Täusche ich mich, wenn ich unsere gewachsenen Gemeinschaftsformen in Siebenbürgen auf christlich motivierte Grundmuster zurückführe? Sie haben unser Völklein über Generationen in einem Ordnungsgefüge auch dort noch bewahrt, wo die christlichen Wurzeln geprägten Verhaltens längst nicht mehr jedem bewußt waren. Aber haben wir bislang vielleicht zu sehr unser Erbe verwaltet und den Vorstoß mit dem Evangelium in unseren eigenen Reihen und aus ihnen heraus vernachlässigt? Die Frage stellt sich für unsere Kirche in Siebenbürgen – nicht weniger ernst als anderswo. Gewiß hat unsere sächsische Kirche mit anderen lutherischen

Kirchen teil an jenem reformatorischen Erbe, das den missionarischen Aufgaben – angesichts der damals zu bewältigenden Herausforderungen innerhalb der Kirche des 16. Jahrhunderts – theologisch wie praktisch nicht gerade vorrangige Aufmerksamkeit widmete.

Auch hierzulande ist es meines Wissens bei einigen Anfangsversuchen geblieben, reformatorische Erkenntnis in die rumänische Umwelt weiterzugeben. Eine Entfaltung missionarischer Existenz lutherischer Prägung ist dann freilich weder reflektiert noch praktiziert worden. Vielleicht hängt das mit unseren besonderen Verhältnissen in Siebenbürgen zusammen.

Unsere sächsische Kirche, die seit Jahrhunderten eine spezifisch gruppenbezogene Existenz durchlebt hat, zeitweise auch durchleben mußte, sieht sich gegenwärtig in eine Krise gestürzt, deren Ausmaß nicht abzuschätzen ist. Ich meine nicht nur die durch Massenabwanderung verursachte, neuartige Diasporasituation, sondern mehr noch die geistliche Orientierung aller von der Krise Betroffenen. Eine Kirche, die – von Ausnahmen in der Geschichte abgesehen – sich mit einer Gruppe – dem Sachsenvolk – identifiziert hat und identifiziert wird, muß sich nach ihrem Selbstverständnis fragen und befragen lassen, sobald jene Gruppe die Konturen ihrer herkömmlichen Gestalt verliert. Verliert damit auch jene Kirche ihre Konturen, die sich nach Luthers Motto, „Dem Volk aufs Maul schauen“, auf einen Volkssplitter deutscher Herkunft so sehr eingelassen hat? Er würde sich gewiß mißverstanden fühlen, wollte man das Maul auf die deutsche Zunge beschränken und nicht danach trachten, dem Evangelium Türen und Tore zu öffnen, damit die frohe Botschaft jedermann erreichen kann.

Die durch schmerzliche Vorgänge äußerer Einwirkung kleiner gewordene und immer noch kleiner werdende Kirche der Siebenbürger Sachsen, die ihre Vergangenheit nicht abstreifen kann und daran ständig erinnert wird – die Stadtkirchen und Kirchenburgen als Versammlungsstätten großer Gemeinden sind nicht zu übersehen! – diese „ecclesia Dei“ bleibt unter derselben Verheißung Gottes, der den Gerufenen seine Gegenwart zusagt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Das aus der Geschichte ererbte, zu große Gewand, kann der kleiner gewordenen Gemeinde zur Last und Anfechtung werden. Hier besteht ein nicht zu übersehender Unterschied zur Diasporasituation am Anfang der Kirche bzw. zur Situation in jungen, neu sich bildenden Kirchen. Während dort in größenangepaßten Räumen eine wachsende Gemeinde sich nach der Decke strecken läßt, droht diese der kleiner gewordenen Gemeinde hier auf den Kopf zu fallen, ohne daß Lösungen der anbrandenden Probleme in Sicht wären.

Angesichts der noch nicht überschaubaren Entwicklung stellen sich Fragen: Welche Stellung wird den Kirchen innerhalb einer neuen innerstaatlichen Ordnung Rumäniens zukommen? Wird es künftig eine partnerschaftliche Verhältnisbestimmung gegenseitiger Achtung und Förderung zwischen dem Staat und seinen Kirchen geben? Wie wird der Bestand unserer Evangelischen Kirche A. B. sich nach dem gegenwärtigen Gärungs- und Abbröckelungsprozeß darstellen? Werden die geistig-geistlichen Konturen dieser Kirche in einer neuen Gestalt in Erscheinung treten? Noch haben wir vor Augen, wie es gestern und vorgestern gewesen ist: Zum einen die Zeit der sächsischen Volkskirche, die so nicht wiederkehrt und zum anderen die schrecklichen Jahre der Bedrängnis, die keine Verlängerung erfahren dürfen. Die Zukunft sehen wir von einer Vielzahl bedrängender Fragen umstellt, sodaß nicht wenige schon in der Gegenwart den Mut verlieren und die Hoffnung aufgeben. Eines steht fest: Geschichte wiederholt sich nicht. Gott schreibt sie auf neuen Blättern weiter und klammert uns Menschen nicht aus, sondern ruft im Hören auf sein Wort zu Entscheidungen, die vor ihm zu fällen und vor ihm zu verantworten sind. Was ist zu tun?

Ich sage mit Nachdruck, um den heiligen Geist, der uns verheißen ist, ist zu beten (Lk 11,13). Nichts brauchen wir so sehr wie jenen Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet (Joh 16,13), den die Welt nicht empfangen kann (Joh 14,17; I Kor 2,12), der lebendig macht (Joh 6,63; II Kor 3,6), der tröstet (Joh 14,26), der Freiheit erschließt (II Kor 3,17), der Hoffnung entfacht (Röm 15,13), der die Kinder Gottes treibt (Röm 8,14), der unserer Schwachheit aufhilft (Röm 8,26), der Gemeinschaft stiftet (I Kor 12,13; II Kor 13,13; Eph 4,3), der in jedweder Diasporasituation zum Lobpreis Gottes animiert: „Du machst fröhlich, was da lebt im Osten wie im Westen“ (Ps 65,9), der in aller Bedrängnis und Anfechtung, „thlipsis“, sagt das Neue Testament, im *Gehörten* (d. h. in vertrauendem Gehorsam bzw. gehorsamen Vertrauen aufgenommenen) Wort der Verkündigung Gottes Verheißungen für uns (pro nobis) aufleuchten und uns in ihnen Beheimatung finden läßt. Hoffnung für Christen in der Diaspora läßt sich niemals von mehr oder weniger günstigen Umweltverhältnissen ableiten, sondern bleibt im biblischen Wort der Verheißung begründet und wird in tragenden geistlichen Gemeinschaften erfahren, die aus der Kraft des Evangeliums leben.

Da geht es einmal und zunächst um das Beziehungsfeld der Gemeinschaft am Ort. Für sie ist der Hinweis in Apostelgeschichte 2,42 wichtig: „Sie aber blieben beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“. An dieser Stelle muß dankbar

auch unsere Familie genannt werden. Was wären wir ohne unsere Frauen! Das evangelische Pfarrhaus kann und soll etwas ausstrahlen vom „Lob seiner Herrlichkeit“ derer, die auf Christus hoffen (Eph 1,12).

Dann geht es um das Bezugsfeld der größeren Region und der Kirche mit übergreifender Verantwortung, wozu ich die Ausbildungsaufgaben für den mannigfachen Dienst der Verkündigung zähle (Theologen, Lektoren, Katecheten, Kantoren und Organisten), aber auch übergemeindliche sozial-diakonische Aufgaben. Theoretisch bestehen ungeahnte Möglichkeiten; wie sie praktisch verwirklicht werden (können), muß immer miteinander bedacht werden.

Das „Miteinander“ bedeutet zunächst, gemeinsame Überlegungen innerhalb der eigenen Kirche, dann aber auch partnerschaftlich mit anderen Kirchen zusammen. Eine solche partnerschaftliche Kooperation könnte ich mir zwischen unseren Kirchen in Österreich und Rumänien in vielfältiger Gestalt zum Nutzen beider gut vorstellen. Die Vernetzung könnte auf Gemeindeebene sinnvoll ausgebaut werden und auch gesamtkirchliche Bereiche einschließen. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich darauf hinweise, daß es zwischen evangelischen Kirchen, die kein übergeordnetes hierarchisches Bezugssystem kennen, sehr wohl auch solidarisches Verhalten in gegenseitiger Verantwortung füreinander gibt. Das durch die Ordination in besonderer Weise akzentuierte Treueverhältnis zwischen einer Kirche und ihren Amtsträgern gilt wechselseitig, d. h. die Pflichten und Rechte einschließende Ordination mit eindeutig kirchenübergreifender Bedeutung bleibt grundsätzlich auf die ordinierende Kirche bezogen.

Ich will ein drittes Bezugsfeld nennen, das ist der ökumenische Bereich. Wir können es uns als christliche Kirchen je länger desto weniger leisten, unsere Arbeit nur nebeneinander zu tun, ohne auch zum gemeinsamen Zeugnis vorzustoßen. Das ökumenische Miteinander muß deutlichere Konturen gewinnen. Es geht auch hierbei um die Erkenntnis, daß keiner Kirche allein die Fülle der Gaben Gottes eigen ist. Erst im Miteinander können wir der Gabenfülle näherkommen. Wer seinen Teil absolut setzt, wird zwangsläufig zur Sekte, die ihren Ausschnitt für das Ganze hält.

So sehen wir uns miteinander als Zeugen Christi unterwegs und noch nicht am Ziel. Vom Weg sagt Jesus im hohenpriesterlichen Gebet: „Ich habe ihnen dein Wort gegeben ... Ich bitte nicht, daß du sie aus der Welt nimmst, sondern daß du sie bewahrst vor dem Bösen“ (Joh 17,14f). Ob wir Diasporaexistenz als fatum oder als datum, als verhängnisvolles Schicksal oder als eine chancenträchtige Gabe begreifen, hängt davon ab, wie jeder von uns Gott zu sich reden läßt und aus seinem Wort lebt. Gott

läßt seine kleine Herde die Erfahrung der Jünger machen. Die mittellose Ausgesandten hat Jesus gefragt: „Habt ihr je Mangel gehabt? Sie sagten: Niemals“ (Lk 22,35). Die Stimme des guten Hirten zu hören und ihr zu folgen, ist das Entscheidende. „Christus habet autoritatem et verbum eius, non multitudo aut paucitas“ hat Luther festgestellt. Frei übersetzt: Nicht die Mehrheit und nicht die Minderheit, sondern Christus beansprucht die ausschlaggebende Autorität und sein Wort! Darum fährt Luther fort: „Distinguendum est igitur fideliter, diligentissime et dialectice, an Christus dixerit, necne. Si dixit, accipiendum, si vero non, repudiandum“ (vgl. II Kor 1,20).

Das ist nun eine Gewalt, gegen welche die Gewalt des Kaisers und der Könige nichts ist, daß ein Apostel, ja ein jeder Jünger Christi über die ganze Welt ein Urteil sprechen darf, durch das die Sünde hinweg sein soll. Und ein solches Urteil soll so gewaltig und gewiß sein, als hätte es Christus selbst gesprochen, wie seine Worte hier bezeugen: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.“

Martin Luther